

KARL EIBL

Literaturgeschichte, Ideengeschichte, Gesellschafts- geschichte – und »Das Warum der Entwicklung«

Nach dem Niedergang der materialistischen Literaturwissenschaft und der Renaissance idealistischer Positionen ist erneut die Frage zu beantworten, weshalb man Literatur und andere ideelle Gebilde überhaupt in Korrelation zur gesellschaftlichen Umwelt stellt und wie dabei ein kulturbliinder Reduktionismus vermieden werden kann. Als theoretische Sonde wird eine systemtheoretische Applikation der Evolutionstheorie vorgeschlagen, die den Gegenstandsbereich als Geflecht von Problemreferenzen formalisiert.

Following the decline of materialistic literary science and the renaissance of idealistic attitudes the question again arises why literature and other methods of expressing ideas are correlated with the social environment at all and how a culturally blind reductionism is to be avoided. A systems-theoretical application of the theory of evolution is suggested as a theoretical instrument, presenting the area under investigation as a network of problems and their interrelationships.

0. Marxisten und Neoidealisten

1. Korrelationen: Das Warum der Entwicklung

2. Von der Sozialgeschichte zur Gesellschaftsgeschichte

3. Evolution

4. Ein Beispiel: Allgemeine kulturelle Vergesellschaftung

5. Tücken der Systemtheorie a: Selbstreferenz

6. Tücken der Systemtheorie b: Außenkontakte, Strukturelle Kopplungen

Im Vorwort zum vierten Band von »Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur«, 1989, heißt es: »Die politische und soziale Geschichte unseres Zeitraums dient allein als Bezugsrahmen, um die literarischen Tendenzen und Impulse identifizieren zu helfen, die ihn transzendieren.«¹ Sollte man, in einer Sozialgeschichte, nicht eher fragen, warum gerade diese Zeit so viel hervorgebracht hat, das sie »transzendiert«? (Warum und wohin »transzendiert«?) Welche Bedingungen waren es, die diese Literatur und ihr außergewöhnliches Weiterwirken ermöglichten, vielleicht sogar: erzwingen? Und welche Bedingungen ermöglichten oder erzwingen es, daß ein zeitsensibler Literaturwissenschaftler wie Gert Ueding 1989 in Tönen redet, die wie aus dem Zürich der 50er Jahre klingen? »In diesem Buch

Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, der am 7. Dezember 1995 an der Universität Erlangen-Nürnberg gehalten wurde.

¹ Gert Ueding: *Klassik und Romantik. Deutsche Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution 1789–1815*. (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, hg. von Rolf Grimminger) München u. a. 1987, S. 12.

werden Weimar und Jena so aufgefaßt, wie Klassiker und Romantiker Athen, Rom, selbst das Mittelalter gesehen haben, nicht als vergangene Größen, die unwiederbringlich verloren sind, sondern als das Geschehen und der Traum der Geschichte zugleich.«²

0. Marxisten und Neoidealisten

Sozialgeschichtliche Literaturinterpretation hat keine gute Konjunktur. Und gleich muß man fragen: Welche sozialgeschichtliche Interpretation eigentlich? Es ist die lauteste Variante, die von Marx inspirierte, ihrem eigenen Anspruch nach ›materialistische‹ oder ›ideologiekritische‹.³ Sie ist übrigens nicht erst mit dem Fall der Mauer verschwunden, sondern hat sich schon im Laufe der 80er Jahre allmählich aufgelöst. Dabei war der Frageansatz richtig und notwendig, und es wird im folgenden nicht zuletzt darum gehen, das Bedenkenswerte und Weiterzuführende aus den verlassenen Trümmern zu retten. Aber ein starker – in Ost und West unterschiedlich motivierter und gestützter – Wertungswille hatte immer wieder zu voreilig abschließenden Antworten geführt. Drei eng miteinander zusammenhängende Momente sind charakteristisch: Erstens sollten historische Bewußtseinsinhalte nach ihrem Wahrheitsgehalt kritisch beurteilt werden, zweitens mußte man dafür ein gesellschaftliches Basisgeschehen voraussetzen, auf das Literatur in irgendeine Weise richtig oder falsch (und wenn falsch, dann notwendig falsch, also historisch wieder richtig) reagierte, und drittens mußte man sich selbst ein sicheres und besseres Wissen über die ›Gesetzmäßigkeiten‹ dieses Basisgeschehens verschaffen: Geschichtsphilosophie. Zwar gab es Differenzierungsversuche, vor allem um den unglücklichen Begriff ›Widerspiegelung/Abbild‹, und Unterschiede des gedanklichen Niveaus. Aber die drei genannten Momente stützen sich gegenseitig so sehr und sind so sehr aufeinander angewiesen, daß aus ihrem Kreis kaum ein Entrinnen war. Als Dogmatik ist derlei recht brauchbar, wird deshalb wohl auch irgendwann wiederkommen, aber Forschung kann sich allenfalls in Nischen entwickeln, weil eh schon alles Wichtige bekannt ist.

Kein Wunder, daß im Gegenzug dazu ganz andere Strömungen vordrangen, Strömungen, die den Primat des Gedanklichen betonen, und zwar teilweise so radikal, daß man eine Art Neoidealismus konstatieren muß, der den abgewirtschafteten Materialismus ersetzen soll. In seiner radikalen Variante hält dieser Neoidealismus die Welt oder das, was uns von ihr zugänglich ist, für ein ausschließlich gedankliches Produkt. Etwa die radikale Variante des Konstruktivismus, die sagt: Wir erkennen nicht die Welt, sondern wir konstruieren sie (richtig-

² Ebd. – Das Buch ist besser als die etwas mißglückte Einleitung.

³ Auf sie bezieht sich z.B. auch Peter Uwe Hohendahls Ortsbestimmung: Nach der Ideologiekritik. Überlegungen zu geschichtlicher Darstellung. In: Hartmut Eggert/Ulrich Profitlich/Klaus R. Scherpe (Hg.): Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit. Stuttgart 1990, S. 77–90.

ger, wenngleich weniger spektakulär, wäre: Wir nennen diese Konstruktion, wenn sie bestimmten Kriterien genügt, Erkenntnis). Oder radikale Varianten der Diskurstheorie, die sagen: Es gibt nichts außerhalb des Textes, wie der Dekonstruktivismus,⁴ oder etwas weniger dogmatisch: Die Welt ist mir nur als Text zugänglich. Die Geste des ›nicht/sondern‹, des ›nur‹, des ›nichts als‹ verabsolutiert eine Teilwahrheit. Denn daß unsere Wahrnehmung theoriegetränkt oder vorurteilsgeleitet ist oder daß wir unsere Wirklichkeit konstruieren und daß dabei die Sprache eine immense Rolle spielt usw. – das war vielleicht vor 100 Jahren noch einen Trompetenstoß wert; aber mittlerweile sind das Trivialitäten, und es ist sinnvoller, zu erforschen, wie das im Detail zugeht, als mit einem lautstarken ›alles mal eben wieder das Ganze zu denken. Wenn alles Text ist (oder Konstruktion, Theater, Spiel, Politik, Materie, Geist, Energie, Trieb, Macht – das Angebot ist reichhaltig), dann hat das Wort ›Text‹ (oder der jeweilige andere Generalnenner) seine Bedeutung verloren, weil es durch keine Differenz mehr gehalten wird. Wenn wissenschaftliche Rede nichts mehr unterscheidet, wenn sie die Idee des Redegegenstandes (das ist: ›Realität‹) überwunden hat, gibt es, in Bühler-/Popper'schen Kategorien gesprochen, keine Darstellungs- und keine Argumentationsfunktion der Rede mehr, sondern nur noch die vorkulturellen Funktionen von Symptom und Appell. Auch der Neoidealismus in seiner radikalen Form ist als Forschungsprogramm nicht brauchbar.

In der Praxis aber wird das nur selten so weit getrieben, schon weil Gespräche auf dieser Basis schnell zu einem Ende kommen. Werden aber noch Redegegen-

⁴ Mit dem radikalen Neoidealismus hat der von mir favorisierte Kritische Rationalismus die Grundeinsicht gemeinsam, daß eine Letztbegründung im Sinne des klassischen Rationalitäts-Modells unmöglich ist. Während jedoch die Dekonstruktivisten noch immer darüber jauchzen oder trauern, daß Gott tot ist, hat der Kritische Rationalismus daraus längst eine Methodologie entwickelt. Er konzipiert Wissenschaft nicht als Verfahren der Begründung, sondern als Verfahren der kritischen Prüfung. ›Wahr‹ sind dann nicht Sätze, die auf eine unverbrüchliche Wahrheitsquelle zurückgehen, sondern Sätze, die sich – vorerst – in Prüfungssituationen bewährt haben. Am einfachsten zugänglich über Hans Albert: Traktat über kritische Vernunft. 5. Aufl. Tübingen 1991. Grundlegend Karl R. Popper: Logik der Forschung. 10. Aufl. Tübingen 1994. Zur Frühgeschichte des Denktypus Karl Eibl: Von der dogmatischen zur kritischen Rationalität. In: Streitkultur. Strategien des Überzeugens im Werk Lessings. Hg. von Wolfram Mauser und Günter Saße. Tübingen 1993, S. 238–247. Zur Einschätzung des Dekonstruktivismus vgl. Hilary Putnam: Von einem realistischen Standpunkt. Reinbek 1993, S. 266: »Dekonstruktivisten haben recht mit der Behauptung, daß eine bestimmte philosophische Tradition bankrott ist; diese Tradition aber mit unserem Leben und unserer Sprache zu identifizieren heißt, der Metaphysik eine vollkommen übertriebene Bedeutung zu geben. Für Dekonstruktivisten war Metaphysik die Grundlage unserer gesamten Kultur, der Sockel, auf dem alles ruhte. Wenn der Sockel zerbrochen ist, dann muß die gesamte Kultur in sich zusammengefallen sein – ja, unsere ganze Sprache muß in Trümmern liegen. Aber natürlich können wir der Vorstellung einer Wirklichkeit, die wir nicht gemacht haben, vernünftigen Sinn abgewinnen, auch wenn wir das bei der Vorstellung einer Wirklichkeit nicht können, die in dem metaphysischen Sinn ›gegenwärtig‹ ist, daß sie ihre eigene einzige Beschreibung diktiert.«

stände vorausgesetzt und Unterscheidungen getroffen,⁵ dann ist der idealistische Gestus eher Beiwerk, das vernachlässigt werden kann.⁶ Allerdings greifen dann auch wieder gängige Standards der Argumentation, etwa bestimmte Selbstverpflichtungen auf Kohärenz, Konsistenz und Wahrhaftigkeit.

Immanente Gedankenbeschreibung auf höchstem Niveau, wahrhaft respektvoll und zuweilen als vorbildlich eingeschätzt, ist Michel Foucaults *Ordnung der Dinge*. Die Methode, drei aufeinanderfolgende ›Epistemen‹ (Denkstile) einfach nebeneinanderzustellen, als seien es drei verschiedene Landschaften oder drei verschiedene Kühe, und sie dann zu beschreiben, war sicher ein interessantes Experiment. Geschichte aber wird dadurch geradezu ausgeschlossen. Foucault betont zwar mehrfach, daß er doch auch und gerade ›Veränderung‹ beschrieben habe. Genau das aber hat er nicht. Er hat nur die drei Epistemen nach der Chronologie hintereinandergestellt und ihre Verschiedenheit beschrieben. Mehrfach weist er auf die Diskontinuitäten hin, ja, er vermag dem Pathos dieser Rupturen, Risse, kataklysmenhaften Umschwünge einiges an rhetorischem Glanz abzugewinnen. Nur: Er hat die Diskontinuitäten, über die er so staunt und staunen macht, selbst hergestellt. Denn er selbst ist es ja, der in diesem Werk konsequent alle Fragen nach einem ›Warum‹ der Entwicklung vermeidet. Mag sein, daß die seit den dreißiger Jahren üblichen sozialgeschichtlichen Erklärungsansätze, die Ansätze etwa von Borkenau oder Elias oder von Mannheim, die von Gerhard Oestreich oder von Paul Hazard oder die noch älteren von Max Weber oder Georg Simmel oder Émile Durkheim als unbefriedigend eingeschätzt werden; aber kann man sie einfach ignorieren? Jedenfalls ist es ein Taschenspielertrick, wenn man eine Frage für erwiesenermaßen unbeantwortbar erklärt, die man nur zu stellen vermieden hat. Verdeckt wird damit, daß dieses einflußreiche Buch ein Musterbeleg für die Grenzen eines immanent ideengeschichtlichen Vorgehens ist: Es fällt immer wieder in Erklärungslücken, die nur durch ein Hinausfragen über die Ideengeschichte gefüllt werden könnten.

Weniger raffiniert sind die wiedererwachenden ideengeschichtlichen Herleitungen und Genealogien, die eher naiv-idealistisch vorgehen, sowie jene teleologischen Konstruktionen, die sich schon von Foucault als »Spielchen von Historikern in kurzen Hosen«⁷ verspotten lassen mußten. Die Frage, ob Lessings Mitleidsbegriff eher von Hutcheson oder eher von Rousseau her stammt oder ob des jungen Goethe Idee der Individualität auf den Pietismus, den Spinozismus, die Emanationslehre, Leibniz oder die Hermetik zurückgeht und ob Schiller Kant

⁵ Zur Bedeutung von Unterscheidungen vgl. neben vielen anderen jetzt Dirk Baecker (Hg.): *Probleme der Form*. Frankfurt/M. 1993, eine Auseinandersetzung mit der Logik von George Spencer-Brown.

⁶ Vgl. Überlegungen bei Richard Rorty: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt/M. 1993, zum Problem des Solipsismus: Ob ich z.B. Prognosen über künftige Zustände der Welt mache oder über meine künftigen innerseelischen Zustände, ist eigentlich egal.

⁷ Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. 3. Aufl. Frankfurt/M. 1988, S. 205.

nun richtig oder falsch und wenn falsch dann wie falsch verstanden hat – diese Fragen sind nicht etwa überflüssig oder gar falsch. Aber sie sind von drittrangiger Bedeutung. Zweitrangige Bedeutung können sie erst bekommen, wenn man sie im Zusammenhang mit der erstrangigen Frage sieht, worauf Lessings Mitleidsbegriff referiert und welches Problem er mit ihm lösen wollte, welches Problem der junge Goethe im Medium von spinozistischem oder sonstwelchem Gedankengut verarbeiten wollte – welche Probleme die Erbsündenlehre, der Antisemitismus, der *Hexenhammer* lösen sollten (vulgo: wodurch diese Ideen unterschiedlichster Qualität ›verursacht‹ wurden). Wenn man ideengeschichtliche Untersuchungen nicht in diesem Sinne strikt an die Problemsituation bindet, sondern nur der Quasikausalität einer reinen Ideen-Kette unterstellt, dann werden doch nur Ideene Genealogien nach Art der biblischen Geschlechtsregister daraus: ... und Plato zeugte Aristoteles ... und Ferguson zeugte Herder ... Die Rückkehr zur immanenten Ideengeschichte, auf welchem Niveau und mit welchem Raffinement auch immer, mißachtet das geschichtliche Bedingungs- und Referenzgefüge, in dem die Ideen stehen. Vor allem aber versagt sie immer dann, wenn es zu Umdeutungen am Ideengut kommt und der gleiche ideelle Signifikant auf eine neue Problemsituation referiert. »Es gibt in der Tat eine immanente ideengeschichtliche Kontinuität, jedenfalls auf der Ebene der Signifikanten. Aber gerade an den geschichtlichen Bruchstellen kann solche Kontinuität zum täuschenden Oberflächenphänomen werden. Die ›Ideen‹ werden dann äquivok. Ein und derselbe ›Ideenkörper‹ hat dann zwei verschiedene Bedeutungen, eine obsolete und eine neue, und die neue wird nur sichtbar, wenn man die neuen semantischen Anschlußoperationen verfolgt und sie auf die neue Problemsituation bezieht.«⁸

*

Das Verstummen der ideologiekritischen Besserwisser macht es möglich, längere Sätze zu bilden,⁹ legt aber auch einige Grundprobleme frei, die erneuter Erörterung bedürftig sind. Meine Darlegungen werden sechs Abschnitte umfassen. Zunächst ist die Grundfrage zu stellen und möglichst plausibel zu beantworten, weshalb man denn nicht im schönen Reich der Literatur bleibt, sondern nach (1.) Korrelationen fragt und das Bedingungsgefüge aufzuhellen versucht, in dem Literatur steht. Dann wird zu fragen sein, was in diesem Zusammenhang (2.) ›Sozialgeschichte‹ überhaupt sinnvollerweise heißen könnte. Ferner wird ein

⁸ Marianne Willems: Das Problem der Individualität als Herausforderung an die Semantik im Sturm und Drang. Studien zu Goethes *Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ****, *Götz von Berlichingen* und *Clavigo*. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der deutschen Dichtung 52). Tübingen 1995, S. 2. Hier Analyse der Umdeutungen der eben genannten ideengeschichtlichen Ströme durch den jungen Goethe, dazu Analysen der Umdeutungen, die er an den literarischen Mitteln der Zeit vorgenommen hat.

⁹ In ähnlicher Weise sieht die Situation als Chance Erich Schön: Sozialgeschichtliche Literaturwissenschaft. In: Helmut Brackert/Jörn Stückrath (Hg.): *Literaturwissenschaft*. Ein Grundkurs. Reinbek 1991, S. 606–618.

allgemeiner Erklärungs-Algorithmus von korrelativer (3.) Entwicklung vorgeschlagen und um einen Beispielekurs zur (4.) »allgemeinen kulturellen Vergesellschaftung« ergänzt. Und schließlich werden, zum Zweck der Erschließung von Theorie-Ressourcen der soziologischen Systemtheorie, einige Grundkategorien dieser Konzeption zu erörtern und in ein etwas anderes Licht zu setzen sein: (5.) Selbstreferenz und (6.) strukturelle Kopplung von Systemen.

1. Korrelationen: Das Warum der Entwicklung (Wölfflin, Formalisten)

Die ideologiekritische Literaturinterpretation hat, wie bereits angedeutet, immer wieder dieselbe vorschnelle Antwort auf eine durchaus richtige, ja zentrale Frage gegeben. Ich will diese Frage in kurzem historischem Hinweis aus anderem Horizont rekonstruieren, um ihre Kontinuität deutlich zu machen.

Man kann sie z. B. schon in Heinrich Wölfflins *Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen* von 1922 finden. Wölfflin hat in diesem epochemachenden Werk Kategorien der Formgeschichte entwickelt, die es ermöglichten, eine kunstimmanente Entwicklung von der Renaissance zum Barock auf plausible Art zu beschreiben. Es sind Entwicklungen vom Linearen zum Malerischen, von der Fläche zur Tiefe, von der geschlossenen Form zur offenen Form, von der Vielheit zur Einheit, von der Klarheit zur Unklarheit. Wölfflin glaubte damit einen überzeitlichen Entwicklungstyp auch für andere Stellen der Kunstgeschichte gefunden zu haben, bis hin zur japanischen und altnordischen Kunst. Es gab da aber ein massives Restproblem: Wölfflin hatte eine einlinige, unumkehrbare Entwicklungsrichtung beschrieben, und wenn die sich immer wiederholte, dann mußte es ja auch einen Grund für den jeweiligen Neuanfang geben. Wölfflin war gezwungen, zumindest ausblickshaft auf externe Faktoren hinzuweisen. Er stellte seinen Analysen noch ein Kapitel nach, das ausdrücklich »Das Warum der Entwicklung« überschrieben war. Da heißt es z. B.: »Zweifellos sind gewisse Formen der Anschauung als Möglichkeiten vorgebildet: ob und wie sie zur Entfaltung kommen, hängt von den äußeren Umständen ab.« »Äußere Umstände« also, hier noch als eine Art Residualkategorie vermerkt. 1933 schickt er dann noch eine »Revision« nach und sieht sich erneut vor dem Problem, »ob unsere Sehgeschichte wirklich eine Eigengeschichte genannt werden kann. Und das ist offenbar nur bedingt der Fall. Jene internen Prozesse gemäß ihrer sinnlich-geistigen Natur haben sich stets der umfassenden Allgemeinentwicklung jeder Zeit untergeordnet. Es sind keine eigenwilligen Separatprozesse.«¹⁰

Etwa zur selben Zeit wie der Kunsthistoriker Wölfflin waren auch Literaturwissenschaftler auf ein analoges Problem gestoßen, nämlich die Russischen Formalisten, die zunächst, wie der Name sagt, ihr Augenmerk der literarischen Form

¹⁰ Heinrich Wölfflin: *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe*. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst. 12. Aufl. Basel, Stuttgart 1960, S. 265, 279 und 280.

und den Entwicklungsgesetzen der binnenliterarischen Reihen widmeten, dann aber mit innerer Notwendigkeit auf die von ihnen so genannten »außerliterarischen Reihen« stießen. Jurij Tynjanov hat in seinen Thesen *Über die literarische Evolution* von 1927 zunächst ausführlich über binnenliterarische Wechselbeziehungen unterschiedlicher Größenordnung gesprochen, dann aber unter 10. die Frage gestellt: »wie und wodurch steht das außerliterarische Leben in Korrelation zur Literatur?«¹¹

Die Frage wird ausführlicher gestellt in der achten von Jurij Tynjanovs und Roman Jakobsons Thesen zu den *Problemen der Literatur- und Sprachforschung* von 1928:

Die Aufdeckung der immanenten Gesetzmäßigkeiten in der Literatur- bzw. Sprachgeschichte ermöglicht es, jede konkrete Veränderung der literarischen bzw. sprachlichen Systeme zu charakterisieren. Dagegen läßt sich jedoch nicht das Tempo der Evolution oder die Wahl der Richtung, die die Entwicklung unter den theoretisch möglichen einschlägt, voraussagen, [Wölfflin: »Zweifellos sind gewisse Formen der Anschauung als Möglichkeiten vorgebildet: ob und wie sie zur Entfaltung kommen, hängt von den äußeren Umständen ab«!] da die immanenten Gesetze der Literatur- bzw. Sprachentwicklung nur eine unbestimmte Gleichung darstellen, die die Möglichkeit einer zwar endlichen Zahl von Lösungen, aber nicht unbedingt nur einer einzigen zuläßt. Die Frage nach der konkreten Wahl der Richtung, oder zumindest der Dominante, kann nur mittels einer Analyse der Korrelation der Literatur und der übrigen historischen Disziplinen gelöst werden. Diese Wechselbeziehung (ein System von Systemen) hat ihre eigenen zu erforschenden Strukturgesetze.¹²

Es geht bei der Frage nach Korrelationen nicht, wie zuweilen wohl noch immer gergewöhnt und z. B. in Uedings Einleitungs-Statements unterstellt wird, um reduktionistische Anschläge materialistischer Gossenkinder auf kulturelle Werte, sondern es geht um die Dimension des Geschichtlichen. Nur über Korrelationen ist die Frage zu beantworten: Weshalb gerade hier und jetzt? Nur über Korrelationen können die einzelnen Erscheinungen oder auch Erscheinungsreihen in der Geschichte festgemacht werden. Die deutsche Literaturgeschichte ohne Rücksicht auf Korrelationen könnte sich ebenso im alten Ägypten oder auf dem Mond abspielen haben. (Wer einwendet, im alten Ägypten habe man nicht deutsch geschrieben, operiert schon mit einer Korrelation!) Daß diese Frage nach Korrelationen nie erschöpfend behandelt und beantwortet werden kann, versteht sich von selbst. Um so schädlicher ist es, wenn sie voreilig als bereits hinreichend beantwortet gilt.

¹¹ Jurij Striedter (Hg.): *Russischer Formalismus*. München 1971, S. 451.

¹² Jurij Tynjanov/Roman Jakobson: *Probleme der Literatur- und Sprachforschung*. In: *Kursbuch 5* (1966), S. 74–76, These 8. (Hervorhebung von mir) – *Zur Geschichte des Russischen Formalismus* vgl. Victor Erlich: *Russischer Formalismus*. München 1964.

2. Von der Sozialgeschichte zur Gesellschaftsgeschichte (Wehler)

Was ist überhaupt ›Sozialgeschichte‹? Eine Lexikondefinition sagt uns, Sozialgeschichte sei ein »Zweig der Geschichtswissenschaft, der – oft in Verbindung mit Wirtschaftsgeschichte – die gesellschaftlichen Strukturen und ihre Veränderungen untersucht.«¹³ Sozialgeschichte der Literatur in diesem Sinne hätte sich auf die demographischen und institutionellen Voraussetzungen von Literatur zu konzentrieren – mit der Gefahr, zu einer Literaturgeschichte ohne Literatur zu werden. Buchhandelsgeschichte oder sozialgeschichtliche Leser- oder Autorforschung sind zwar von großer Bedeutung, weil hier die Scharniere und Selektionsmechanismen liegen, über deren materiell-mechanische Wirksamkeit die Ideenproduktion an ihre Umwelt gekoppelt – mit dieser korreliert ist. Aber wenn man sich auf sie beschränkt, geht gerade die Literatur verloren. Das ist, wie sich gleich zeigen wird, eine nicht nur hypothetische Möglichkeit.

Verlassen wir uns nicht auf Lexikonformulierungen, sehen wir nach, wie sich die zünftige Sozialgeschichte selbst versteht und wie Sozialgeschichte der Literatur diesem Selbstverständnis gemäß zu prozedieren hätte. Prominentester Vertreter der Sozialgeschichte ist derzeit sicherlich Hans-Ulrich Wehler, der mit seiner auf vier Bände berechneten *Deutschen Gesellschaftsgeschichte*¹⁴ einen fast uneinholbaren Maßstab setzt. Wehler markiert in seiner theoretischen Einleitung drei Dimensionen von Gesellschaft, die damit auch zu drei »Basisdimensionen« von Gesellschaftsgeschichte werden: Herrschaft, Wirtschaft und Kultur. An derlei Grundbegriffstriaden kann man immer herumäkeln. Aber das ist jetzt nicht wichtig. Von entscheidender Bedeutung ist vielmehr die Vollständigkeit, die mit einer solchen Trias angestrebt wird. Es geht gar nicht um Sozialgeschichte im Sinne der zitierten Lexikondefinition. Es geht um etwas fundamental anderes, und deshalb wohl verwendet Wehler – verwende nach seinem Vorbild auch ich den anderen Terminus ›Gesellschaftsgeschichte‹: Es geht um eine integrale Konzeption von Geschichte, die die »Gleichberechtigung und Gleichrangigkeit dieser konstitutiven Dimensionen« von Herrschaft, Wirtschaft und Kultur anerkennt und damit auf das zielt, »was die französische Geschichtswissenschaft seit einiger Zeit ›Totalgeschichte‹ nennt, oder was man [...] als ›allgemeine Geschichte‹ einer Gesellschaft bezeichnen könnte«¹⁵ – als »Fluchtpunkt, als Richtwert, als regulative Idee«,¹⁶ versteht sich. Denn die konkrete Arbeit wird dann allemal durch Fragestellungen und Aspektwahlen – etwa: Literaturgeschichte – angeleitet.

¹³ Erich Bayer (Hg.): Wörterbuch zur Geschichte. 4. Aufl. 1980, S. 483.

¹⁴ München 1987ff.

¹⁵ Bd. 1, S. 7. – Ohne ausführliche theoretische Begründung, doch de facto ganz ähnlich das Parallelunternehmen Thomas Nipperdeys. Vgl. Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd. 1. München 1990, S. 837: Ein »Versuch, eine die Totalität der Lebenswelten umgreifende Geschichte zu bieten«.

¹⁶ Wehler, Bd. 1, S. 7.

Ein ganz entscheidender Schnitt also, und ich will das hier ausdrücklich für weiteren Gebrauch festhalten (und nur leise vom Rande her bemerken, daß es auch das einfache Wort ›Geschichte‹ täte, wenn dessen Bedeutung nicht lange Zeit auf die politische Geschichte eingeschränkt gewesen wäre). Aber dann müssen wir doch erst wieder mäkeln. Denn Wehler vollzieht diesen Schritt gar nicht wirklich. Er bescheinigt seiner Darstellung selbst ein »mißliches Defizit«¹⁷ bei der Behandlung der Kultur, und ›mißlich‹ ist das natürlich dann ganz besonders, wenn man aus der Literaturwissenschaft nachfragt. Er bringt zwar gründliche Ausführungen zum Ausbildungswesen und zu den Kommunikationsbedingungen, auch zu einigen (politischen) Leitideen, aber die Inhalts- und Wertseite bleibt im Schatten. Bescheiden räumt er ein, daß er hier an »Grenzen der Sachkompetenz« gestoßen sei, und wenn das nur eine Eigenart von Wehlers Unternehmen wäre, könnte man sich mit diesem Hinweis auf individuelle Grenzen zufriedustellen lassen; die Bücher sind reich genug. Aber auch das Projekt zum Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert,¹⁸ das immerhin vier Bände umfaßt, informiert am wenigsten über die Inhalte dieser offenbar doch konstitutiven ›Bildung‹. Es stellt sich die Frage, ob es sich wirklich um individuelle Grenzen der Sachkompetenz handelt – oder ob nicht ein weit grundsätzlicheres konzeptionelles Problem vorliegt. Und zwar eines, das quer durch die verschiedenartigsten methodischen Ansätze geht. Denn auch Siegfried J. Schmidt, der scheinbar mit ganz anderen Voraussetzungen operiert, geht es bei seinem Werk zur Literatur des 18. Jahrhunderts ausdrücklich nur »um die Entstehung des Sozialsystems Literatur« im engeren Sinn, »nicht um die des [...] ›Kultur- oder Symbolsystems Literatur‹.«¹⁹ Wie vor 30 Jahren,²⁰ so scheint es, muß Literatur erst enthauptet werden, ehe man sie mit Gesellschaft in Berührung bringen kann. Jedenfalls wird man Jürgen Kockas Befund von 1992 unterstreichen müssen: »Wie Sozialgeschichte und Kulturgeschichte überzeugend verknüpft werden können [...] das ist eine der großen Fragen, die weiterhin den Schweiß der Tüchtigen lohnt.«²¹

Gibt es eine konstitutionelle Kulturblindheit sozialgeschichtlicher Forschung? Bleiben wir beim Fallbeispiel Wehler, sehen wir nach, mit welchen Mitteln er

¹⁷ Wehler, Bd. 1, S. 11. Hinweis darauf auch bei Peter Jelavich: Poststrukturalismus und Sozialgeschichte – aus amerikanischer Perspektive. In: *Geschichte und Gesellschaft* 1995, Heft 2, S. 259–289. Hier S. 260ff.

¹⁸ Vgl. dazu Anm. 35.

¹⁹ *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1989, S. 84.

²⁰ Damals hieß es, daß Literatursoziologie »mit dem ästhetischen Denken über Kunst nichts zu schaffen« habe (Alphons Silbermann: Sammelrezension *Kunstsoziologie*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 19 (1967), S. 791), daß sie »nicht am literarischen Werk als ästhetischem Gegenstand interessiert« sei (Hans Norbert Fügen: *Die Hauptrichtungen der Literatursoziologie*. Bonn 1964, S. 14).

²¹ Jürgen Kocka: *Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre*. In: *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*. Hg. von Winfried Schulze. Göttingen 1994, S. 33–39. Hier: S. 37. Der merkwürdige Singular steht im Original.

die Wende von der Sozialgeschichte zur Gesellschaftsgeschichte bewerkstelligt. Hilfestellung bot natürlich Max Weber. Aber der eigentliche Referenzpunkt (auch Webers!) ist die Herausforderung durch Marx. Hatte Marx Hegel vom Kopf auf die Füße gestellt, so stellt Wehler nun Marx – sozusagen nebeneinander. Wie hatte doch Marx in der *Kritik der politischen Ökonomie*²² konstatiert? Die Menschen gehen Produktionsverhältnisse ein, die der Entwicklungsstufe der Produktivkräfte entsprechen oder ihnen hinterherhinken. Über diesem Vorgang wälzt sich der Überbau der juristischen, politischen, religiösen etc. Formen um, in dem die Menschen sich der Basisvorgänge und -konflikte bewußt werden. So könnte man zusammenfassen und gliedern: Zuunterst liegt das Basisgeschehen der Wirtschaft, über die Wirtschaft bauen sich die Herrschaftsformen auf, über die Herrschaft die Kultur, und jede höhere Stufe wird irgendwie – es wird noch davon zu sprechen sein – ›bestimmt‹ von der niedrigeren.

Wehler übernimmt diese drei Positionen, löst aber ihre Hierarchie auf und kann so in den universalgeschichtlichen Impetus der marxistischen Tradition einrücken, ohne doch deren Dogmatik übernehmen zu müssen. Die eindringliche, wiederholte Betonung der »Gleichberechtigung« und »Gleichrangigkeit« der »drei Basisdimensionen«²³ vermag die starre marxistische Vorentscheidung bezüglich der Hierarchie der drei Dimensionen und des ›richtigen‹ Geschichtsverlaufs aufzulösen und damit vom Dogma zum Forschungsprogramm zurückzuführen. Aber es ist damit zugleich eine gravierende theoretisch-methodologische Lücke entstanden. Die bloße Trias eignet sich vielleicht zur Bereichsabgrenzung in Universitätsinstituten oder zur Kapitelabgrenzung in historischen Darstellungen. Um Korrelationen ermitteln zu können, braucht es aber mehr als die bloße Parataxe. Mit der Eliminierung der inhaltlichen Vorentscheidung über den Zusammenhang ist auch eine methodische Lücke entstanden, und zwar sowohl hinsichtlich des Zusammenhangs der drei Dimensionen als auch hinsichtlich der Frage, was denn überhaupt Bewegung in die Konstellation bringt.

Natürlich beachtet Wehler auch die »Verschränkung sozialer, ökonomischer, politischer und kultureller Entwicklungen«.²⁴ In der Praxis kann man sich dabei ja oft an den konzeptionellen Problemen narrativ vorbeischieben. Es leuchtet z. B. dem gesunden Menschenverstand auch ohne geschärftes theoretisches Instrumentarium ein, daß die soziale, ökonomische und politische Position des ostelbischen Adels miteinander zusammenhängen, sich wechselseitig bedingen. Schwieriger wird das aber bei der Kultur. Überdies kann man mit dem bloßen Nebeneinander nicht erklären, weshalb sich überhaupt etwas ändert. Zur Behebung dieser Not führt Wehler gleichsam unter der Hand neben (hinter? unter?) den drei gleichberechtigten Basisdimensionen noch ›Basiskräfte‹ und ›Basisprozesse‹ ein, die im Dreierschema nicht recht unterzubringen sind. Sie sind zwar nicht grund-

²² Karl Marx und Friedrich Engels. Werke. Berlin 1958ff. Bd. 13, S. 9f.

²³ S. 9 und passim.

²⁴ S. 21 (Hervorhebung von mir).

begrifflicher, sondern eher kontingenter Art, aber zugleich sind sie von herausragender Bedeutung, denn sie fungieren als ›Motoren‹ der Entwicklung. So heißt es z. B., die »Entwicklung des deutschen Kapitalismus, insbesondere des Industriekapitalismus« sei »ein Basisprozeß der deutschen Gesellschaftsgeschichte« gewesen,²⁵ und ähnlich fungieren Bevölkerungsentwicklung und Nationenkonkurrenz.²⁶ Woher kommen solche ›Kräfte‹, wie sind sie organisiert und wie greifen sie am Geschehen an?

3. Evolution

Wir müssen ein drittes Mal einsetzen, um den bisher gewonnenen Kategorien der Korrelation und der Gesellschaftsgeschichte nun auch einen internen Algorithmus solcher Korrelation hinzufügen zu können, und zwar als formalen Schlüssel, der präzise Fragen ermöglicht, ohne daß schon Inhalte antizipiert oder präjudiziert werden müssen.

Es ist hier wenigstens in kleinem Ansatz das Problem der Kausalität aufzurollen. Ich habe fortwährend von ›Korrelation‹ gesprochen, weil ich dieses Wort ›Kausalität‹ vermeiden wollte; denn es steckt zuviel metaphysischer Ballast darin. Für die Marxisten, zumindest für die orthodoxen im Osten, war Kausalität (und ›Wechselwirkung‹) etwas, das den Sachen selbst anhaftete. Andere Auffassungen, auch ich bekenne mich dazu, sehen in der Verwendung des Kausalitätsbegriffs und der dazugehörigen Konjunktionen wie ›weil‹ oder ›deshalb‹ oder auch in Fragepartikeln wie ›Warum‹ oder ›Weshalb‹ nur eine vereinfachende Raffungsform für meist recht komplexe Zusammenhänge, die in der Regel korrekter in konditionaler oder funktionaler Form formuliert würden. Man tut das meist nur deshalb nicht, weil der wahre Mechanismus vorerst noch in einer black box steckt oder weil es einfach zu umständlich wäre, wenn man diesen Mechanismus jedesmal explizit verbal vollzöge. Da sagt man dann eben, was in den schwarzen Kasten hineinkommt, ist Ursache für das, was aus ihm herauskommt. Rauchen korreliert mit Lungenkrebs – verursacht Lungenkrebs, auch wenn man noch immer nicht genau weiß, wie es dabei zugeht. Meistens genügt das. Aber gelegentlich, wenn man mit solchen kausalen Raffungen ins Schleudern gerät, lohnt es sich, expliziter zu werden, die black box zu öffnen und den Mechanismus genauer zu beobachten, der die Korrelationen zustandebringt.

Ich setze wieder beim marxistisch-materialistischen Schema ein. Der Zusammenhang zwischen Wirtschaft, Herrschaft und Kultur war da durch den berühm-

²⁵ Die Einführung solcher ›Basisprozesse‹ führt zu Aporien, die nur dezisionistisch zer schlagen werden können; Wehler fährt fort: »Seine [des Industriekapitalismus] Wirkungsmacht besitzt einen historisch beispiellosen Charakter. Dennoch sind im Sinne der Gleichberechtigung von Ökonomie, Herrschaft und Kultur diejenigen Gründe stärker, die dagegen sprechen, ihn von Anfang an als den einzigen roten Faden der Darstellung zu behandeln« (S. 21).

²⁶ Vgl. auch die Rezension von Udo Köster in: IASL 14,1 (1989), S. 256–266.

ten Satz gesichert, daß das Sein das Bewußtsein bestimme.²⁷ Da stellt sich natürlich die Frage, was unter ›Bestimmen‹ zu verstehen sei und wie es dabei genauer zugeht.²⁸ Es war nicht zuletzt diese Frage, an der sich die verschiedenen Schulen des Marxismus schieden, weil einerseits eine gewisse Aktivität, ja ›relative Autonomie‹ des Überbaus nicht zu leugnen (und zur Begründung des eigenen Führungsanspruchs sogar unentbehrlich) war, andererseits der Wirkungsprimat der Basis erhalten bleiben sollte. Für dieses ›widersprüchliche‹ Verhältnis stand aber nur das Zauberwort ›Dialektik‹ zur Verfügung, und das erlaubte nur Formelkompromisse bzw. den Vorwurf ›undialektischen‹ Denkens an den jeweiligen Gegner.²⁹

Also: Handelt es sich beim ›Bestimmen‹ um ein Herrschaftsverhältnis (der Chef bestimmt, was zu tun ist), ein Kausalverhältnis (die Erdanziehung bestimmt, daß der Stein fällt), ein intentionales Verhältnis (der Zweck bestimmt die Mittel), ein Steuerungsverhältnis (der Lenkradeinschlag bestimmt die Fahrtrichtung), ein Regelungsverhältnis (der Thermostat bestimmt die Temperatur)? – Am plausibelsten sind wohl Beispiele wie: ›Das Wetter bestimmt die Kleidung‹ oder ›Die Steuergesetzgebung bestimmt das Investitionsverhalten‹. Das heißt: Menschen passen ihr Handeln an gegebene Situationen an. Zwar kann man in geraffter Form Kausalätze bilden wie: ›Wenn/Weil es kalt ist, ziehen sich die (meisten) Leute warm an.‹ Aber der einzelne Mensch muß das keineswegs im Sinne einer kausalen Determination, er muß nicht mit seiner Kleidung auf das Wetter, mit seinem Bewußtsein angemessen auf das Sein reagieren, er kann es auch mit Beschwörungsformeln oder standhaftem Ignorieren versuchen. Dann allerdings bekommt er eine Lungenentzündung oder verliert sein Geld, und wenn er das nicht als Erfahrung verarbeiten kann, verschwindet er vom Markt oder gar aus dem Leben.

Der Satz: ›Das Wetter bestimmt die Kleidung‹ ist aber auf einer bestimmten Ebene vom gleichen Typus wie der Satz ›Die Umweltfarbe bestimmt das Tarnkleid‹ – des Birkenspanners zum Beispiel, wie die jüngeren aus dem Biologieunterricht wissen: In Gegenden mit weißen Birken ist seine Grundfarbe hell, in solchen mit starker Luftverschmutzung und folglich grauen oder schwarzen Birken hingegen ist sie dunkel, weil die hellen Exemplare von den Vögeln aus dem Fortpflanzungsgeschehen herausgefressen wurden. (Die nächste Krise kam, als die Luft wieder sauberer und die Birken wieder heller wurden.) Von ›außen‹ betrach-

²⁷ Mehrfach und in mehreren Variationen, z. B. wie Anm. 23.

²⁸ Zur Vieldeutigkeit des Wortes ›Bestimmen‹ vgl. u. a. Hans Reichenbach: Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie. Braunschweig 1968, S. 129, für das Verhältnis von Kausalität und Teleologie.

²⁹ Mit etwas weniger starrem Blick auf Hegel und die ›Klassiker‹ hätte man für die Erklärung der ›Wechselwirkung‹ rationalere Modelle finden können. Einen Anknüpfungspunkt hätte z. B. die Position von Karl Kautsky sein können, der bereits Ende des letzten Jahrhunderts den Marxismus als Anwendungsfall der Darwinschen Evolutionstheorie auf die Gesellschaftstheorie interpretierte – einer der zahlreichen Fälle, wo fruchtbare gedankliche Ansätze durch die politische Entwicklung liquidiert wurden: Schließlich fiel das Gedankengut Marxens in die Hände der Lyssenkoisten.

tet sieht das dann so aus, als hätte das Wetter die Kleidung oder die Umweltfarbe die Farbe des Tieres ›verursacht‹. Der Mechanismus solcher Anpassung folgt aber bekanntlich dem Prinzip von Mutation und Selektion oder, in der etwas ausführlicheren allgemeineren Variante, von Variation, Selektion und Restabilisierung. Es handelt sich immer um ein Zusammenspiel von System und Umwelt, und das System ist dabei Angebots-, die Umwelt Selektionsinstanz. Entscheidend ist auf der grundsätzlichen Ebene, daß bei diesem Vorgang die Selektion nur im Rahmen der bereitgestellten Varianten zugreifen kann (liegt kein passendes Angebot vor, dann endet das letal). Anders gesagt: Selektion bewerkstelligt Veränderung durch simple Zerstörung des Unpassenden, schafft damit aber Platz für das Passende, so daß es scheinen möchte, sie habe das Passende hervorgebracht. Das gilt offenbar auch für Kunst und Literatur: Ich erinnere an die oben angeführten Wölfflin-, Tynjanov- und Jakobson-Zitate, die ein Angebot von Form-Möglichkeiten konstatieren, aus dem durch die Umwelt (die ›äußeren Umstände‹) dann eine bestimmte Auswahl getroffen und zur Wirklichkeit gebracht wird.

Es geht hier nur am Rande um Biologie.³⁰ Die biologische Evolutionstheorie als Selektionstheorie³¹ war vielmehr die erste Formulierung einer allgemeinen historischen Systemtheorie. Sie wurde sozusagen zufällig zuerst in der Biologie als einer historischen Naturwissenschaft entdeckt, beschreibt aber einen Mechanismus von geradezu universeller Bedeutung. Sie ermöglicht es, alles, was ist, als das Ergebnis vorangegangener Selektions- und Bewährungsprozesse zu begreifen, von der Evolution der Materie bis zur Ideenevolution. Wir brauchen uns Korrelationen nicht mehr in den Kategorien der Druck- und Stoßkausalität des 19. Jahrhunderts vorzustellen, sondern die Evolutionstheorie ermöglicht es, das Verhältnis von Systemen zu ihrer Umwelt in den Kategorien des Passens, der Funktion, der Problemlösungsaktivität zu erfassen und diese Kategorien auch ineinander zu übersetzen. Ein solch universeller Algorithmus des Zusammenpassens, so scheint mir, eröffnet überhaupt erst die Möglichkeit, Herrschaft, Wirtschaft und Kultur ›nebeneinander‹ zu stellen oder noch besser: in wechselnder Anordnung aufeinander zu beziehen. Es geht dann nicht mehr darum, daß ein festgelegtes Basisgeschehen bestimmte Folgephänomene ›hervorbringt‹, sondern daß Systeme in Umwelten problemlösend agieren und über ihre Referenzprobleme mit der Umwelt verknüpft sind. Und jedes System kann, interimistisch, als ›Basis‹ gesetzt werden, die für andere Systeme Probleme generiert, und die

³⁰ Zum gesamten Gedankenkomplex vgl. Karl R. Popper: Objektive Erkenntnis. Hamburg 1973, sowie jetzt, in weiterer Simplifizierung: Alles Leben ist Problemlösen. 2. Aufl. München, Zürich 1994. Die Titelformulierung bezieht sich darauf, daß nach Poppers Auffassung alles Leben nach dem Prinzip von trial and error prozediert; die Unterschiede bestehen darin, daß manches Leben das weiß und manches nicht.

³¹ Im Bereich der Literaturwissenschaft, auch der Soziologie, erscheint das Wort ›Evolution‹ nach fachüblichem Brauch häufig nur als Protzwort für simple Veränderung. – Hier ist immer gemeint: Veränderung nach dem Grundprinzip von Mutation und Selektion.

Problemlösungen eines jeden Systems können, interimistisch, als Folgephänomene in bezug auf Herausforderungen durch die Umwelt aufgefaßt werden.

Das gilt für Einheiten jeder Art und Größenordnung, so weit sie denn der Veränderung fähig sind und durch eine System-Umwelt-Differenz als Systeme identifiziert werden können, sowohl für das Verhalten eines Kakerlaken am Winteranfang wie für das von Kulturen gegenüber ihren Ressourcen oder von Dichtern, die erfolgreich sein wollen. Immer lauten die beiden Kardinalfragen (die eigentlich denselben Sachverhalt nach zwei Richtungen befragen): 1. Was ist das Bezugsproblem, das das System mit seinen Mitteln lösen wollte/mußte? 2. Welche Umweltfaktoren haben diesen und nicht einen anderen Problemlösungsversuch erfolgreich sein lassen? Diese Fragen sind der Schlüssel, mit dem gerüstet man den Schritt vom Nebeneinander der ›Dimensionen‹ zur Aufhellung der Korrelationen wagen kann. Gewiß erscheint der Gegenstandsbereich, wenn man die monolineare Erklärung verläßt und die immerhin übersichtliche Ordnung des Nebeneinander aufgibt, als »ständiges, prozessuales Miteinander der literarischen Fakten und der gesellschaftlichen Determinanten, ein Geflecht gegenseitiger Bedingungen und Abhängigkeiten, in welchem jedes Element jedes andere konditionieren oder von jedem anderen konditioniert werden kann«³² – als unentwirrbares Knäuel, von dem man nur weiß, daß alles irgendwie mit allem zusammenhängt. Erkennt man dieses Knäuel aber als Geflecht von Problemreferenzen, dann kann man geduldig an der Auflösung arbeiten.

4. Ein Beispiel: Allgemeine kulturelle Vergesellschaftung

Das Beispiel, das ich hier heranziehen möchte, betrifft nicht das Verhalten von Kakerlaken, sondern die klassische und vertrautere Unterscheidung, die zeitweise unter dem Namen ›Basis und Überbau‹ lief. Konkret will ich hinweisen auf Friedrich H. Tenbrucks Buch *Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft*.³³ Schon der Titel soll wohl ein Signal geben. Er ist offenkundig eine Umkehrung der viel gängigeren Formel ›Die gesellschaftlichen Grundlagen von xyz‹. Natürlich bedeutet das nicht, daß die eine Monolinität nun einfach durch die entgegengesetzte ersetzt wird, sondern die Umkehrung signalisiert, daß beide Blickrichtungen möglich und sinnvoll sind. »Denn wenn die Kultur gesellschaftliche Grundlagen

³² Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lese-
stoffe. München 1977, S. 28.

³³ Friedrich H. Tenbruck: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Mo-
derne. 2. Aufl. Opladen 1990. Es handelt sich um eine Sammlung von Arbeiten aus
drei Jahrzehnten, die zur Zeit ihres ersten Erscheinens im damaligen sozial- und gei-
steswissenschaftlichen Milieu nicht immer hinreichende Beachtung gefunden haben –
und jetzt gelegentlich wie die Formulierung von Selbstverständlichkeiten wirken. Ei-
nige Spreu des Buches wird in der Rezension von Michael Böhler hochgeblasen: IASL
16,1 (1991), S. 200–210.

hat, so die Gesellschaft kulturelle.«³⁴ Gerade die Moderne sei, so Tenbrucks For-
mel, eine »allgemeine kulturelle Vergesellschaftung«. Gegenüber der alten Vorstel-
lung, die ›bürgerliche Emanzipation‹ habe eine ›bürgerliche‹ Kultur und Literatur
hervorgebracht, betont Tenbruck, »daß die bürgerliche Kultur [...] nicht als Pro-
dukt einer bürgerlichen Klasse entstand, vielmehr sich einem Vorgang verdankte,
für den die heutigen Sozialwissenschaften nicht einmal einen Begriff besitzen,
nämlich einer allgemeinen kulturellen Vergesellschaftung«.³⁵

Entscheidend ist in dieser Formel das Wort ›allgemein‹. Denn daß Vergesell-
schaftung über Kultur läuft, ist eine Trivialität (oberflächlich gesehen; man kann
dann heftig streiten, wie ›Kultur‹ in diesem Zusammenhang zu definieren wäre).
Während jedoch in der ständisch geordneten Welt jeder Stand seine eigene (Teil-)
Kultur hatte und deren Exklusivität womöglich eifersüchtig hütete, jedenfalls
nicht auf den Gedanken kam, daß sie auch für alle anderen verbindlich sei, ist der
Kulturbegriff der Moderne mit dem Anspruch verbunden, tendentiell ›allgemein‹,
allgemeinverbindlich zu sein, für alle Stände gültig, heute sogar – in Gestalt einer
universalistischen Konzeption der Menschenrechte – für alle Gesellschaften.

Dieser Anspruch ist die Antwort auf ein Problem. ›Das Bürgertum‹ des
18. Jahrhunderts, so kann man zugespitzt sagen, war primär eine in Dramen, Ro-
manen und Zeitschriften verbreitete literarische Fiktion.³⁶ Aber es war eine sehr
wichtige Fiktion, ein entscheidender Beitrag zur Lösung eines vitalen gesellschaft-
lichen Problems, ja, des fundamentalen Problems von Vergesellschaftung über-

³⁴ Ebd., S. 8.

³⁵ S. 214. Vgl. auch besonders S. 260ff. – Materialien und Ansätze seitens der Geschichts-
wissenschaft speziell zum Bildungsbürgertum und zur Rolle der Literatur: Bildungs-
bürgertum im 19. Jahrhundert. 4 Bde. Hg. von Werner Conze, Jürgen Kocka, Reinhart
Koselleck und M. Rainer Lepsius. Stuttgart 1985–1990. Speziell Bd. 2: Bildungsgüter
und Bildungswissen. Hg. von Reinhart Koselleck; hier speziell die Beiträge: Karl Ro-
bert Mandelkow: Die bürgerliche Bildung in der Rezeptionsgeschichte der deutschen
Klassik, S. 181–196, und Wolfgang Frühwald: Büchmann und die Folgen. Zur sozialen
Funktion des Bildungszitates in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, S. 197–
219, mit wichtigen Hinweisen zur Selbstreferentialität der ausdifferenzierten Kultur-
sphäre; Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Hg.
von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Ute Frevert. 3 Bde. München 1988. Speziell
Bd. 3, Abschnitt VI., Bürgerliche Mentalität und Kultur, hier speziell: Wolfgang Ka-
schuba. Deutsche Bürgerlichkeit nach 1800. Kultur als symbolische Praxis, S. 9–44.
Eine Zusammenschau speziell des Anteils literarischer Bildungsgüter ist noch ein Desi-
derat. Bausteine dazu jetzt: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Hg. von
Christa Berg u. a., Bd. 3 (1800–1870) und 4 (1870–1918), München 1987 und 1991.
Begriffsgeschichte mit reichem Material: Ulrich Engelhardt, Bildungsbürgertum. Be-
griffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts. Stuttgart 1986; Georg Bollenbeck: Bil-
dung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt/M.
1994, gibt jetzt eine materialreiche koevolutive Begriffsgeschichte, beruhigt sich aber
bei den ›Warum/Wozu‹-Fragen etwas zu schnell mit dem tautologischen Deutungsmu-
ster vom ›deutschen Sonderweg‹.

³⁶ Ich greife hier auf Formulierungen aus Eibl: Die Entstehung der Poesie. Frankfurt/
M., Leipzig 1995, zurück.

haupt. Im literarischen Medium wurde das homogene Selbstbild einer unter dem Gesichtspunkt der Sozialdaten äußerst inhomogenen Gesellschaft entworfen, deren dynamische und eloquente Mitglieder³⁷ nichts gemeinsam hatten als ein Problem – eben das Problem dieser Inhomogenität. Das hat die Literaturwissenschaftler, nicht nur die ›linken‹, lange Zeit in die Irre geführt, weil sie intuitiv den an Homogenisierung interessierten Selbstentwurf für das Abbild eines homogenen Standes hielten. Überdies war die Literaturgeschichte, ja die Geschichtsschreibung überhaupt, selbst in das integrative Interesse involviert, den ›Bürger‹ zu erfinden. Erst allmählich, bei der insistierenden Frage nach dem realen Bürger, zeigte sich, daß hinter den literarischen Bürgern nur ein sehr schemenhaftes und inkonsistentes reales Korrelat stand.

Und mehr noch: Auch das Bürgertum des 19. Jahrhunderts ist, wenngleich in einem etwas anderen Sinn, ein Produkt der Literatur. Mehr und mehr erweist sich die Konstruktion auch dieses Bürgertums auf der Grundlage von harten Sozialdaten als Chimäre.³⁸ Hans-Ulrich Wehler konstatiert: »Unverändert führt jedoch auch in dieser Zeit [in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts] der undifferenziert gebrauchte Sammelbegriff ›des Bürgertums‹ oder ›der bürgerlichen Gesellschaft‹ geradewegs in die Irre, weil ›das‹ Bürgertum noch längst keine annähernd homogene Sozialformation darstellte.«³⁹ – Noch längst? Aber wann denn dann überhaupt? So muß man weiterhin damit rechnen, daß, wie Jürgen Kocka formuliert, »das Bürgertum‹ immer nur eine in sich vielfältig gegliederte, nach außen unscharf abgegrenzte und insofern prekäre Einheit war, zeitweise mehr, zeitweise weniger«⁴⁰ – wenn man Bürgertum nicht definiert als kulturelle Einheit, die ganz wesentlich durch Bildung, näher: durch literarische Bildung oder auch nur durch die Idee einer (potentiellen) Teilhabe an solcher Bildung konstituiert und

³⁷ Es gehört zur Darstellungstopik sozialgeschichtlicher Arbeiten, die Inhomogenität des ›Neu-Bürgertums‹ durch einen Kumulus von Professionen zu illustrieren. Wehler z. B. spricht von »Verwaltungsbeamten und Theologen, Professoren und Hauslehrern, Gelehrten und Hofmeistern, Syndici und Magistratsjuristen, Richtern und Landschaftskonsulenten, Anwälten und Notaren, Ärzten und Apothekern, Ingenieuren und Domänenpächtern, Schriftstellern und Journalisten, Offizieren und Leitern staatlicher Betriebe, [...] Unternehmern [...], die Verlage und Manufakturen, Profabrikanten und Banken betrieben« (Bd. 1, S. 204).

³⁸ Vgl. zur derzeitigen Forschungssituation auch: Hendrik Feindt/Udo Köster: Überlegungen zum Thema *Bürgerlichkeit* in einigen neueren Untersuchungen. In: IASL 18,1 (1993), S. 157–167. – Siehe jetzt auch: Lutz Danneberg/Michael Schlott/Jörg Schöner/Friedrich Vollhardt: Germanistische Aufklärungsforschung seit den siebziger Jahren. In: Das achtzehnte Jahrhundert. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts 19 (1995), S. 172–192.

³⁹ Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 2. Von der Reformära bis zur industriellen und politischen ›deutschen Doppelrevolution‹. 1815–1845/1849. München 1987, S. 174.

⁴⁰ Jürgen Kocka: Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. In: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Bd. 1. (Anm. 35), S. 11–76. Hier: S. 29.

trotz der weiter bestehenden sozialen Inhomogenität gerade durch den Allgemeinheitsanspruch zusammengehalten wird. Wenn außerhalb der Kirche kein Heil ist, dann sind auch die schlechten Plätze attraktiv. Wehler operiert nun, im dritten Band seiner Darstellung, ebenfalls mit der Vorstellung einer ›kulturellen Vergesellschaftung‹ mit zumindest tendentiellem Allgemeinheitsanspruch: »Unter dem Strich«, so konstatiert er für das Bürgertum um 1900, »bleibt als Resultat, daß sich die kulturelle bürgerliche Integration allmählich stärker auswirkte als die Desintegration aufgrund abweichender Klassenlage.«⁴¹ Daß damit ein ganzes literarhistorisch-kulturwissenschaftliches Forschungsprogramm⁴² impliziert ist, leuchtet wohl unmittelbar ein. Das hat sogar eine wissenschaftspolitische Dimension: Eine wissenschaftliche Konzeption, die um des augenblicklichen Relevanzgewinns willen den eigenen Gegenstand als ›bloßen‹ Überbau eines ›eigentlichen‹ Basisgeschehens oder als Kompensation der unerfüllten Emanzipationswünsche einer Klasse marginalisiert und pathologisiert, betreibt damit längerfristig ihre Selbstabschaffung. Mit dem Selbstbewußtsein einer gesellschaftlichen Grundlagenwissenschaft aber ließe sich die vielbeklagte Geltungsproblematik unseres Metiers weit optimistischer handhaben. Und es lassen sich daraus auch Zukunftsperspektiven gewinnen: Auch was in und um Fernsehserien geschieht, ist ›kulturelle Vergesellschaftung‹, wenn auch nicht die vom bildungsbürgerlichen Typus. Ob und gegebenenfalls in welcher Weise auch sie als ›allgemein‹ einzuschätzen ist, bedürfte weit ausführlicherer Erörterung.

5. Tücken der Systemtheorie a: Selbstreferenz

Fast hat es den Anschein, daß die Korrelation von Literatur (als Literatur) mit anderen gesellschaftlichen Faktoren derzeit eher mit dem Sensorium einer historisch interessierten Soziologie als mit dem der Sozialgeschichte in den Blick genommen werden kann. Die Fruchtbarkeit von Interdisziplinarität ist ja unter anderem durch die Kompatibilität der theoretischen Niveaus und die Antizipationskraft des leitenden Paradigmas mitbestimmt. Die historische Untersuchung von gedanklichen Einheiten braucht allein schon zur Gegenstandskonstitution abstraktere begriffliche Vorgriffe als etwa die Geschichte sozialer Verhältnisse und Institutionen, und diese Vorgriffe könnten durch Soziologie, speziell Wissenssoziologie, angeleitet werden. Aber es ergeben sich sogleich neue Probleme. Zwar

⁴¹ Von der ›Deutschen Doppelrevolution‹ zum Beginn des Ersten Weltkrieges. München 1995. S. 767, Hervorhebung von mir. Die inhaltlichen Defizite bestehen allerdings weiter. Es seien primär »Werte und Normen« sowie »Integrationsideologien« (S. 138), die als »Integrationskräfte« wirken, was nur überraschend ist, wenn man die Kontrastvorstellung einer sozialen Gleichheit hinzuzieht.

⁴² Das wäre natürlich auch und gerade auf poetische Literatur zuzuspitzen. Deren Sonderart wurde in dieser Skizze vernachlässigt – man kann nicht alles auf einmal sagen. Näheres in: Karl Eibl, Die Entstehung der Poesie (Anm. 36).

bietet der oben eingeführte Begriff der Evolution eine scheinbar leicht zu beschreitende Brücke. Denn die derzeit avancierteste theoretische Position der Soziologie, die Systemtheorie Niklas Luhmanns, gilt ja mit einigem Recht als eine Art Applikation der Evolutionstheorie auf die Gesellschaft. Aber gerade dieser Ansatz scheint mit seiner Betonung von Selbstreferentialität, Autopoiesis, Geschlossenheit, Ausdifferenziertheit usw. von Systemen ein korrelatives Vorgehen geradezu abzuweisen.

Mit gutem Erfolg wurden Luhmanns Arbeiten allerdings bereits herangezogen, soweit er selbst Bahnen ins historisch-empirische Terrain angelegt hatte.⁴³ Als fruchtbar haben sich vor allem Überlegungen erwiesen, die vom Begriffspaar ›Gesellschaftsstruktur und Semantik‹ angeleitet waren. Dieses Begriffspaar aber ist unschwer als Nachfolger von Basis und Überbau zu identifizieren. Allerdings haben Widerspiegelungs-Vorstellungen da keinen Platz mehr: ›Semantik‹ ist vielmehr konzipiert als Organisation und Verfestigung von ›Sinn‹, die überhaupt erst sozialstrukturelle Veränderungen mitermöglicht bzw. auf sie problemlösend reagiert. An die Stelle der stratifikatorischen Korrelationen treten funktional-evolutionäre, an die Stelle von Kausalitäten tritt ein Zusammenspiel von Handlungs- und Denkspielräumen, und damit kann man ganz gut arbeiten. Die historische Verankerung erfolgte über die These von der Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung im Modernisierungsprozeß, die ihrerseits auf klassisches soziologisches und sozialphilosophisches Gedankengut zurückgeht.

Sehr viel schwieriger ist an die andere Seite von Luhmanns Wirken, an die theoretisch-systematische (oder sagt man besser gleich: philosophische?), anzu-

⁴³ Das gilt vor allem für: Liebe als Passion. Frankfurt/M. 1982 u. ö., sowie: Gesellschaftsstruktur und Semantik, z. Zt. 4 Bde. Frankfurt/M. 1980–1995. Forschungsberichte von Georg Jäger: Systemtheorie und Literatur I. Der Systembegriff der Empirischen Literaturwissenschaft, und Claus-Michael Ort: Systemtheorie und Literatur II. Der literarische Text in der Systemtheorie. In: IASL 19,1 (1994), S. 95–125 und 20,1 (1995), S. 161–178. Fortsetzung ist angekündigt. Beispiele historischer Applikation: Klaus Düsselbeck: Geschmack und Kunst. Eine systemtheoretische Untersuchung zu Schillers *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Opladen 1987; Nikolaus Wegmann: Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1988; Georg Stanitzek: Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen 1989; Jutta Greis: Drama Liebe. Zur Entstehungsgeschichte der modernen Liebe in Dramen des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1991; Dorothea Englert: Literatur als Reflexionsmedium für Individualität. Systemtheoretische Studien zur Funktion des ästhetischen Sinnangebots bei Schiller und Novalis. Frankfurt/M. 1993; Julia Bobsin: Von der Werther-Krise zur Lucinde-Liebe. Studien zur Liebessemantik in der deutschen Erzählliteratur 1770–1800. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 48) Tübingen 1993; Marianne Willems: Das Problem der Individualität als Herausforderung an die Semantik im Sturm und Drang (Anm. 8); Fotis Jannidis: Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Funktions- und Komponentenanalyse des Begriffs ›Bildung‹ am Beispiel von Goethes *Autobiographie Dichtung und Wahrheit*; (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 56) Tübingen 1996. Luhmannscher Totalsicht sich nähernd: Gerhard Plumpe: Ästhetische Kommunikation der Moderne. 2 Bde. Opladen 1993.

knüpfen. Zugespitzt kann man fragen: Ist die Systemtheorie als Systemtheorie überhaupt brauchbar und fördernd für historische Forschung?⁴⁴ Oder ist sie nur für sich selbst brauchbar: Ein durch Selbstreferenz abgeschlossener Raum mönchischer Meditation, aus dem man in die Welt profaner Empirie nichts mitnehmen kann als die stille Heiterkeit des Darüberstehens?

Luhmann selbst konstatiert drei aufeinanderfolgende Paradigmen der (allgemeinen) Systemtheorie:⁴⁵ Die Unterscheidung von Ganzem und Teilen, die Unterscheidung von System und Umwelt und die Theorie selbstreferentieller Systeme mit der Leitunterscheidung von Identität und Differenz. Die größten Schwierigkeiten bereitet das dritte Paradigma, das der Selbstreferenz, und zwar nicht nur wegen seines gedanklichen Anspruchs, sondern weil der Argumentationshabitus der systemtheoretischen Community oft mehr auf die Erregung von Aufmerksamkeit bedacht ist als auf Klarheit und Sorgfalt der Formulierung. So wird allzu oft nicht zwischen der Selbstreferenz von Systemen und der Selbstreferenz von Aussagen über Systeme unterschieden. Das bringt allemal eine Pointe. Selbstreferenz von Aussagen gilt eigentlich als dubios, weil sie in Paradoxien, in semantische Antinomien führen kann. (Auf der Tafel steht geschrieben: »Alle Sätze auf dieser Tafel sind falsch«.) Alfred Tarski hat aber schon lange gezeigt, daß da sozusagen Schlampereien der Alltagssprache vorliegen und daß die Antinomien vermieden werden können, wenn man zwischen Objektsprache und Metasprache, zwischen Aussagen über die Welt und Aussagen über Aussagen unterscheidet.⁴⁶ Damit kam man ganz gut zurecht. Derzeit aber, so möchte es scheinen, gilt Selbstreferenz geradezu als Tugend, und insbesondere Luhmann-Epigonen, gelegentlich aber auch der Meister selbst, pflegen sie als rhetorische Kurzweil und als Markenzeichen. – Was hat es überhaupt auf sich mit der Selbstreferenz von Systemen?

Ich will hier zur Klärung dem alten Hung Si Fun folgen, dem bewährten Ratgeber in Methoden- und vor allem Zirkularitätsfragen, der da meinte: »Man soll Probleme nicht mästen wie die Gänse, sondern abmagern lassen, bis man ihr Skelett sieht.«⁴⁷ Dieses Verfahren wird auf einige Fast-Trivialitäten führen.

⁴⁴ Zweifel z. B. bei Klaus W. Hempfer: Schwierigkeiten mit einer ›Supertheorie‹. Bemerkungen zur Systemtheorie Luhmanns und deren Übertragbarkeit auf die Literaturwissenschaft, in: SPIEL (Siegener Periodicum zur internationalen empirischen Literaturwissenschaft) 9,1 (1990), S. 15–36. Die philosophische Seite ist schon fast ins Messianische hochstilisiert von Helga Gripp-Hagelstange: Niklas Luhmann. Eine erkenntnistheoretische Einführung. (UTB 1876) München 1995.

⁴⁵ Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Frankfurt/M. 1984, die Eingangskapitel.

⁴⁶ Vgl. Wolfgang Stegmüller: Das Wahrheitsproblem und die Idee der Semantik. 2. Aufl. Wien 1972. Zu einigen Problemen von Tarskis Lösungsvorschlag vgl. u. a. Hilary Putnam (Anm. 4), S. 221ff.

⁴⁷ Hung Si Fun: Den Berg nicht erklettern, sondern umgehen. Berlin 1972. S. 12. Vgl. Eibl: Kritisch-rationale Literaturwissenschaft. München 1976. S. 65.

Für operational⁴⁸ geschlossene Systeme ist Selbstreferenz konstitutiv. Sie ist unerlässlich für Selbsterhaltung und Reproduktion (»Autopoiesis«). Nach Abzug der rhetorischen Innovationssignale stoßen wir auf die erste Fast-Trivialität, auf einen elementaren Sachverhalt der Kybernetik: Damit ein System stabil sein kann, braucht es mindestens eine (kompensierende, negative⁴⁹) Rückkopplungs-Schaltung. Je komplexer ein System ist, desto mehr derartige Schaltungen enthält es, und auch die Beziehungen dieser Schaltungen untereinander werden durch Rückkopplungen geregelt. Das war's dann schon fast. Denn das Weitere ist analytisch daraus abzuleiten: Rückkoppelung impliziert natürlich Selbstreferenz. Es kann nur Rückkopplung geben, wenn das System ein wenn auch noch so einfaches Bild von seinem eigenen Zustand hat, genauer sogar zwei Bilder: ein Istbild und ein Sollbild, die miteinander verglichen werden. Das gilt schon für den beliebten Thermostaten, ein Instrument der Selbstbeobachtung, Selbstbeschreibung und Selbstregulierung des Heizungssystems; und es gilt auch für Menschen und für Gesellschaften, die Sollwerte des Verhaltens entwickeln und dazu Einrichtungen, die auf eine Angleichung der Istwerte achten: Polizei, Gewissen, ethische Diskurse.⁵⁰ Durch die Rückkopplung/Selbstreferenz verschnürt sich das System selbst, »weiß« es von sich, erhält (bekommt/bewahrt) es seine Identität. Insofern ist der Ausdruck »selbstreferentielles System« pleonastisch: Ein System muß selbstreferentiell sein, wenn das Wort »System« überhaupt

⁴⁸ Die geläufige Rede von den »geschlossenen« und »offenen« Systemen führt immer wieder zu Mißverständnissen. Damit operationale Geschlossenheit und energetische Geschlossenheit deutlich unterschieden werden konnten, gab es neben dem Begriffsdual »offen/geschlossen« auch eine ganz sinnvolle Begriffstrias. »Offene« System stehen mit ihrer Umwelt im Austausch von Materie/Energie und/oder Information; »geschlossene« Systeme stehen in Energieaustausch mit der Umwelt, »isolierte« Systeme stehen in überhaupt keinem Austausch mit der Umwelt, entnehmen ihr also auch keine Energie. Vgl. Erich Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums. München 1982, z. B. S. 56ff., und seinen Artikel »System, Systemtheorie«. In: Helmut Seifert und Gerard Radnitzky (Hg.): Handlexikon der Wissenschaftstheorie. München 1989, S. 329–338.

⁴⁹ Auch positive Rückkopplungen spielen eine große Rolle. Sie sind für beschleunigten Umbau mitverantwortlich, ein sehr wirksamer Motor historischer Veränderung. Aber ohne die stabilisierende Steuerungs- und Bremswirkung negativer Rückkopplungen führen sie zu Katastrophen.

⁵⁰ Ich hoffe an anderer Stelle ein verwandtes Phänomen menschlicher Bewusstseinstätigkeit näher erörtern zu können, die Notwendigkeit, ein »Ich« zu erfinden, dem vergangene Erfahrungen und Entscheidungen zugeschrieben werden können, so daß ins Bewußtsein selbst eine Unterscheidung eintritt. Bewußtsein wäre in diesem Sinne konzipiert als Regelungsmechanismus, der Istwerte und Sollwerte aus Kommunikation (Kultur) und Physiologie (Biologie) aufeinander abstimmt und, da unter Kulturbedingungen immer Handlungsalternativen bestehen, die eigenen Regelungsaktivitäten zum Gegenstand eines zweiten, eines Meta-Regelungsapparates macht, der seinerseits zu den Sollwertwahlen seine Zustimmung geben muß (und so ad infinitum). Ansätze in: Karl Eibl: Strukturierte Nichtwelten. Zur Biologie der Poesie. In: IASL 18,1 (1993), S. 1–36.

eine Bedeutung haben soll, die sich von der Bedeutung der Wörter »Haufen« oder »Menge« unterscheidet.⁵¹ Nicht impliziert aber ist, daß man die Selbstreferenz von Systemen in der Selbstreferenz von Aussagen über Systeme abbilden muß oder überhaupt kann.⁵² Das sind Ebenenfehler, mit denen man allenfalls panlinguistische Spielereien betreiben kann oder neoidealistischen Schnickschnack zur einleitenden Gehirnwäsche beim Manager-Training.

Und ebenso bedeuten Selbstreferenz und stabilisierende Rückkopplung nicht zirkuläre Isolation des Systems. Zwar kann man sagen, »daß kein System Operationen außerhalb der Systemgrenzen, also Operationen in seiner Umwelt vollziehen kann; und das heißt ganz konsequent, daß kein System durch eigene Operationen sich selbst mit der Umwelt verknüpfen kann«;⁵³ oder daß verschiedene Systeme einander »unzugänglich« seien; oder daß zwischen Systemen keine Informationen »übertragen« werden können; oder daß Kommunikation im Sinne irgendwelcher angeblich herrschender Auffassungen nicht möglich sei: Man könne nicht »anderes Bewußtsein gleichsam anzapfen und ins eigene System überführen«.⁵⁴ Aber wer stellt sich denn heute im Ernst Kommunikation als Direktanzapfung vor?⁵⁵

⁵¹ Ähnlich, etwas umständlich, Luhmann: Soziale Systeme (Anm. 45), S. 593ff.

⁵² Zwar kann man »Selbstreferenz« auch so verstehen, daß sich die Operationen der Komponenten eines Systems nur auf Komponenten des gleichen Systems »beziehen« können; aber das ist dann ein anderer Begriff von Referenz, so daß ganz verschiedene Dinge begrifflich kontaminiert werden.

Unbestritten ist, daß eine Theorie, zu deren Gegenstandsbereich Theorien gehören, auch auf sich selbst anwendbar sein muß. Das ist aber nicht dramatischer als eine Grammatik, die die Regeln darstellt, nach denen sie selbst geschrieben ist. Daraus ergibt sich nicht, daß man ständig mit einem Knoten im Kopf kokettieren muß, sondern nur, daß man beim Sprechen über Sprache (in Sätzen über Sätze) besonders sorgsam auf die Unterscheidung von Gegenstands- und Aussageebene achten sollte. Speziell hierzu auch Hempfer (Anm. 44). – Zur Verwirrung trägt auch der uferlose Gebrauch der Wörter »rekursiv« oder »Rekursion« bei. Man sollte sie vermeiden, wenn Systeme nicht sich selbst wiederholen, sondern nur ein Bild von sich enthalten oder entwerfen. Daß diese Vorsicht sinnvoll ist, erhellt vielleicht schon daraus, daß dieses Bild durchaus falsch sein kann.

⁵³ Niklas Luhmann: Autopoiesis als soziologischer Begriff. In: Hans Haferkamp/Michael Schmid (Hg.): Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Frankfurt/M. 1987, S. 307–324. Hier S. 313, von Luhmann kursiviert. – Die Bedeutung und Gültigkeit der Aussage hängt natürlich davon ab, was man unter »Operation« versteht und was unter »verknüpfen«.

⁵⁴ Niklas Luhmann: Soziale Systeme, S. 60.

⁵⁵ Lebende und Dichter leiden schon lange darunter, daß es nicht geht: »Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.« (Georg Büchner, 1835) Oder Schiller 1797:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?

Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

Weil Kommunikation über konventionell-arbiträre Zeichen geht und nicht über Schläuche. – Nur wenn ein Philosoph sich anschickt zu lieben und zu dichten, ist mehr möglich:

Ohnedies sind Systeme keine Räume. Die Raum- und Behältermetaphorik, bei der Informationen sprachlich wie Erdnüsse behandelt werden und Systeme wie Einfamilienhäuser, kann zwar zur Veranschaulichung beitragen, aber sie kann auch als Denkfalle wirken. Die ›Geschlossenheit‹ eines Systems wird nicht durch den räumlichen Charakter seiner Grenzen (inclusive Grenzpolizei) konstituiert, sondern durch seine Rückkopplungsschaltungen. Entscheidend ist, daß der Operationsmodus der korrigierenden Rückkopplung eine stabile Lage gegenüber einer Umwelt gewährleistet. Die ›Zirkel‹ haben nichts mit logischen Zirkeln und nichts mit Hamster-Laufrädern zu tun, sondern es sind Regelkreise. Nur wenn man das ständig bewußt hält, wird auch die Rede von den ›Außenkontakten‹ und ›Kopplungen‹ von unangemessenen Raumassoziationen leidlich freigehalten.

6. Tücken der Systemtheorie b: Außenkontakte und Kopplungen

Aus systemtheoretischer Perspektive ist Geschichte die Koevolution⁵⁶ von energieverarbeitenden Systemen, die einander ständig durch Selektion zum Passen zwingen, zugleich aber durch Prämierung besonders passender Innovationen dauernd zu Veränderungen (mit erneut anschließenden Selektionsprozessen) antreiben. Wer die Systemtheorie zum Instrument geschichtswissenschaftlicher Bemühung zuzuschärfen oder wenigstens mit ihr kompatibel zu machen sucht, wird deshalb neben den internen Bestandsbedingungen von Systemen – ihrer ›Autopoiesis‹ – vor allem ihre Außenkontakte ins Blickfeld nehmen, die Luhmann nur peripher interessieren. Luhmann ist im Zusammenhang mit Evolution ja vor allem daran interessiert, «wieso es trotz allem noch funktioniert»⁵⁷ – gewiß mit einigem Recht, weil es besonders produktiv sein kann, Sachverhalte unter dem Aspekt ihrer Unwahrscheinlichkeit zu untersuchen. Doch darüber wird leicht die Hauptantwort auf diese Frage vergessen, die schon Darwin gegeben hätte: ›Es funktioniert, weil alles, was nicht funktioniert, sich nicht als System etablieren

Der Kuß die tiefe Sprach ist,
Darin die Seelen sich erreichen,
Mein Herz in Deins hinüberfließt.

(Hegel an seine Braut, 1811, nach: Manfred Schneider: Liebe und Betrug. München 1994, wo noch mehr dergleichen zu finden. Hier S. 214.)

⁵⁶ In der Biologie bezeichnet dieser Begriff im engeren Sinn die wechselseitige evolutive Bedingtheit zweier Systeme (besonders sinnfällige Beispiele bei Blüten und Insekten), weist im weiteren Sinn aber darauf hin, daß nicht ein System sich in einer konstant bleibenden Umwelt entwickelt, sondern daß auch diese Umwelt aus sich verändernden Systemen besteht. Nur weil man nicht ständig alles gleichzeitig in Bewegung denken kann, fokussiert man ein bestimmtes System oder auch zwei unter der fiktiven Annahme einer Konstanz oder bloß punktuellen Veränderung der Umwelt.

⁵⁷ Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie. In: Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und Ursula Link-Heer. Frankfurt/M. 1985, S. 11–33. Hier S. 15. Hervorhebung von Luhmann.

kann und sogleich aus der Evolution verschwindet. Das, was nicht funktioniert, kriegen wir deshalb gar nicht erst zu sehen. (Schon tierische und kulturelle Fossile verdanken sich einem vergangenen Zustand, in dem ›es‹ funktioniert hat.)

Die Luhmannsche Systemtheorie stellt für die Umweltabhängigkeit von Systemen neuerdings den Begriff der »strukturellen Kopplung« zur Verfügung.⁵⁸ Er führt eher ein Schattendasein, ist aber ein dringend notwendiger Komplementärbegriff zu dem weit prominenteren der Autopoiesis: Er bezeichnet den Einfluß der Umwelt auf das System, den natürlich auch die Systemtheorie nicht leugnen kann. Aber mir scheint, auch hier wird der Rückgriff auf Evolution zu schnell wieder zu Gunsten gegenwärtigen Funktionierens an den Rand geschoben: Kopplung wird vor allem als Zustand behandelt. Das soll vielleicht auch durch das Adjektiv ›strukturell‹ zum Ausdruck gebracht werden, das sonst etwas unmotiviert herumstünde. So wird die strukturelle Kopplung jedenfalls fast so etwas wie der psychophysische Parallelismus, die Vorstellung also, daß Körper und Seele trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit miteinander parallel gehen, – nur daß nun anders als bei Leibniz nicht die weisen Vorkehrungen Gottes dafür verantwortlich sind, sondern die Evolution. Soll Systemtheorie jedoch für das Feld der Geschichte heuristische Kraft entwickeln, dann wird man die Katastrophen im selben Maße wahrnehmen müssen wie das ›Funktionieren trotz allem‹ und – ohne daß dies eine grundsätzliche Revision wäre – das Gewicht vom Zustand der ›strukturelle Kopplung‹ auf den vorauslaufenden Prozeß der evolutionären Kopplung, der wechselseitigen Selektionen, verschieben.

Luhmann unterscheidet mit Maturana und Varela zwei Arten der Kopplung: Die »Irritation« im wörtlichen Sinne der ›Reizung‹ (bei Maturana/Varela war es noch die vergleichsweise tumultuarische »Perturbation«) und die »Destruktion«. Zunächst zum Fall der ›Destruktion‹. Auch ›geschlossene‹ Systeme – auch dies ist als Faktum fast trivial, aber es hat enorme Konsequenzen – sind nicht autark, sondern sie sind letztlich energetisch offen. Sie nehmen Energie auf und ›führen Entropie ab‹. Aber wenn Systeme nicht autark sind, dann sind sie natürlich auch nur auf äußerst riskante Weise autonom. Wenn sie eigene ›Gesetze‹ entwickeln, die nicht zur Umwelt passen, werden sie zerquetscht oder sie verhungern, der Energiehahn wird ihnen abgedreht, die internen Kontrollen funktionieren nicht mehr, die Komponenten treten wieder auseinander zu Elementen, ihr unwahrscheinliches Dasein und damit auch ihre prätendierte Autonomie hat ein Ende. Man nennt das ›Tod‹. Dafür haben dann andere Systeme mit passenderer

⁵⁸ Er stammt von Humberto Maturana und Francisco Varela: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München, Wien 1987, bes. S. 85ff. Vgl. Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M. 1992, S. 163–166, sowie nun: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen 1995, S. 16–19 und 30–33, in den Kapiteln/Aufsätzen: »Probleme mit operativer Schließung« und »Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme«. Auch in: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 4. Frankfurt/M. 1995. S. 164ff.

Autonomie (oder ›Autopoiesis‹) leichteren Zugang zur Energiebasis. In diesem Sinne gibt es tatsächlich so etwas wie eine ›materielle Basis‹.

Das gilt nicht nur für biologische Organismen, sondern auch für ›Systeme mit Kommunikationszusammenhang‹ (soziale Systeme) und für ›Systeme mit Bewußtseinszusammenhang‹ (psychische Systeme);⁵⁹ denn diese sind unablässig gekoppelt mit materiellen Trägersystemen, jedenfalls in dieser unserer sublunaren Welt. Auch Luhmann kennt natürlich die energetische Offenheit geschlossener Systeme, vermerkt quasi der Ordnung halber, daß es sich dabei um die »infrastrukturelle Bedingung der Möglichkeit der Konstitution der Elemente« handelt, aber er fängt nichts damit an, weil er Bewußtseins- und Kommunikationssysteme strikt von ihrer materiellen ›Infrastruktur‹ trennt.⁶⁰ Dabei ginge es gar nicht darum, z. B. Bewußtsein auf Neurophysiologie zu reduzieren. Es genügt, Selektion als Operationsmodus anzuerkennen: Mit der Bedingung der Möglichkeit verschwindet auch die Möglichkeit und damit das Ermöglichte. Ob es sich nun um eine Gesellschaft handelt, um eine Universität, ein dort lehrendes psychisches System oder einen Kakerlak: An der Energiebasis greift der Selektionsdruck ultimativ an und sortiert das Unpassende⁶¹ aus.

Beim Birkenspanner läuft Selektion über den Tod der Individuen; die Art allerdings kann überleben, wenn sie in ihrem Genpool noch Farbalternativen vorrätig hält. Besser dran sind manche Plattfische, die auch als Individuen ihr Aussehen verschiedenen Untergründen anpassen und so der Umweltselektion durch Selektion aus ihrem eigenen Farbevorrat zuvorkommen können. Es handelt sich sozusagen um eine präventive Autoselektion. Es ist dieser Anpassungsmodus, nach dem grundsätzlich auch die Wahl menschlicher Verhaltensmöglichkeiten funktioniert. Dazu aber ist Umweltkenntnis nötig. Dem Birkenspanner brächte es wenig Nutzen, wenn er über die Farbe seiner Umgebung Bescheid wüßte. Für individuell anpassungsfähige, präventiv autoselektive Systeme aber ist unerlässlich, daß ihnen Farb-, Temperatur- oder sonstige Werte der Umwelt zur Kenntnis kommen (einen Reiz auf sie ausüben),⁶² damit diese in die Regelungsoperationen eingebaut werden können. Es soll mir recht sein, wenn man sich die System›grenze‹ oder ›Oberfläche‹ mit dem Radikalen Konstruktivismus als undurchlässig für ›Informationen‹ vorstellt; das sind Modell- und Definitionsfragen. Aber die ›Grenze‹ muß man sich dann jedenfalls als empfindlich denken. Mehr als Empfindlich-

⁵⁹ So die Unterscheidungen Luhmanns, u. a. in: Soziale Systeme (Anm. 45).

⁶⁰ Niklas Luhmann: Soziale Systeme, S. 60.

⁶¹ Nicht immer allerdings, vielleicht nicht einmal in der Mehrzahl der Fälle werden den Systemen Leistungen hinsichtlich des quasi offiziellen Bezugsproblems abgefragt. Ein Gesundheitssystem, das viele Ärzte, Masseur, Pharmazeuten, Taxifahrer usw. ernährt, muß nicht unbedingt auch Patienten heilen. Die Frage ist dann, wie lange das umgreifende Gesellschaftssystem das aushält.

⁶² Zu den erwähnten Plattfischen z. B. meldet die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6. März 1996, Natur und Wissenschaft S. N 1: »Die Information, wie die Pigmente verteilt werden müssen, erhalten die Zellen durch eine Verbindung zu den Augen.«

keit ganz einfacher Art wiederum ist nicht nötig, um etwas zu bewerkstelligen, was dem einfachen Gemüt wie Durchlässigkeit vorkommt. Auch das ist recht trivial, und deshalb wirken die geläufigen nicht-sondern-Dramatisierungen etwas unangemessen. Wenigstens seit es Allgemeinwissen ist, welch komplexe Dinge ein Computer mit einfachen An/Aus-Schalterchen zuwegebringt.⁶³ Die System-›Oberfläche‹ braucht nur lakonisch und binär (wie ein Thermostat) zu melden: ›Paßt/paßt nicht‹, ›Ja/Nein‹, ›Nichtschmerz/Schmerz‹, ›0/1‹ oder wie immer man sich das verbalisiert (und damit schon wieder systemintern verarbeitet) vorstellen mag. Die Welt, wie sie sich uns darstellt, ebenso auch Kommunikation, ist gewiß Konstruktion – auf der Grundlage unzähliger Erfolge und Mißerfolge, die zu immer größerer Feinauflösung gebracht werden können. Immer wird eine Sollwert/Istwert-Differenz abgefragt und intern weiterverarbeitet. Das genügt. Es ist dann wieder Sache systeminterner Operationen, wie solche Meldungen organisiert sind (und zusammen mit unzähligen anderer Meldungen davor und zur gleichen Zeit) zu Informationen verarbeitet werden, als Meldungen der sensorischen Systeme, als Bilanz oder verlorene Schlacht; und ebenfalls Sache systeminterner Operationen ist es, ob und wie solchen Meldungen Rechnung getragen wird, durch Zurückzucken oder auch Verachtung der körperlichen Welt, durch Rationalisierungsmaßnahmen, Militärreformen, Nachrichtenfälschung oder Erhöhung der Geburtenrate ...

Die ›strukturellen Kopplungen‹ schieben zwischen die verschiedenen Ebenen von Systemen vertikale Klammern ein. Auch diese Klammern funktionieren nach dem Modus der Rückkopplung (›Ich habe Hunger‹, ›Das hat gut geschmeckt‹), sind also Operationseinheiten: Psychische und soziale Systeme bilden mit den biologischen Trägersystemen zusammen psychophysische oder soziophysische Systeme oder Systemsymbiosen,⁶⁴ die gemeinsam agieren, interagieren, leben und

⁶³ Das Nervensystem ist wesentlich ›besser‹. Derzeit unterscheidet man Nervenreize nach Modalität (Sehen, Hören ... mit jeweils Submodalitäten!), Intensität, Dauer und Lokalisation – ein sehr differenziertes Meldesystem. Vgl. Eric R. Kandel/James H. Schwarz/Thomas M. Jessel: Neurowissenschaften. Eine Einführung. Heidelberg, Berlin, Oxford 1995, bes. S. 375–392, »Die sensorischen Systeme«.

⁶⁴ Alternative für skrupulöse Luhmannianer. Luhmann legt großen Wert darauf, daß die von uns beobachteten Einheiten, die man üblicherweise Menschen nennt, keine Systeme sind. Soziale Systeme, S. 76f.: Selbstreferenz sei nur bei »hinreichender Gleichartigkeit der Elemente« möglich, weshalb es »keine Systemeinheit von mechanischen und bewußten, von chemischen und sinnhaft-kommunikativen Operationen« geben könne. »Der Mensch mag für sich selbst oder für Beobachter als Einheit erscheinen, aber er ist kein System [...] Seinem psychischen System ist sein Leben unzugänglich, es muß jucken, schmerzen oder sonstwie auf sich aufmerksam machen, um eine andere Ebene der Systembildung, das Bewußtsein des psychischen Systems, zu Operationen zu reizen.« Ist das nichts? Jedenfalls ist ›hinreichende Gleichartigkeit‹ nur eine tautologische Formel. Weniger schroff dann in: Die Wissenschaft der Gesellschaft (Anm. 57), S. 43: »Das Bewußtsein kann, wer wollte das bestreiten, nur in ständiger Kopplung mit den zahlreichen lebenden Systemen arbeiten, die seinen Organismus ausmachen und von einem Beobachter [...] als Körper beschrieben werden.« Ferner: die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1995, S. 17, »daß es strukturelle Kopplungen zwischen

sterben. Als Problemlösungseinheiten sind sie gemeinsam dem Selektions-Zugriff der Evolution ausgesetzt, gemeinsam bewähren sie sich ihm gegenüber oder scheitern. Damit kehren wir zurück in die Welt, in der es Menschen gibt –: Menschen als Erscheinungsweisen der Kopplung von Kommunikation, Bewußtsein und materieller Existenz (Verhalten und Stoffwechsel).⁶⁵

Kommunikation als die Verwaltung exosomatisch codierter Welt- und Verhaltensvorräte für präventive Autoselektion ermöglicht ein hohes Maß an Kontingenzbewältigung – um den Preis einer drastischen Steigerung von Kontingenz.⁶⁶ Auch wenn man die populären medientheoretischen Partythesen von der Ununterscheidbarkeit des Wirklichen und des Virtuellen nicht ernst nimmt, so indizieren sie doch einen durchaus ernstzunehmenden Sachverhalt: Schon immer muß der Homo sapiens wirkliche Welt und virtuelle Welten ständig unterscheiden, und zwar so, daß bei Bedarf auch das im Virtuellen vorrätig Gehaltene in die wirkliche Welt geholt werden kann. Dafür hat das ›Bewußtsein‹, hat auch die Kultur/Kommunikation spezielle Operationsmodi ausgebildet. Etwa mit der Technik der Simultanthematisierung, die in den Religionen das Bestimmte und das Unbestimmte gleichzeitig zu thematisieren erlaubt, so daß einerseits des Anderen, der Nichtwelt, gedacht werden kann, der Anschluß an die strukturierte Welt aber nicht verloren geht.⁶⁷ In der Moderne spielt sich das weithin im flexibleren Medium der Literatur (und ihrer Nachfolgeinstanzen) ab. Sie kann Sinn in fixierter Form thesaurieren und damit die exosomatische Weitergabe von Information und die kulturelle Vergesellschaftung sichern helfen. Sie tut das aber immer in revidierbarer Form. Und sie kann, in poetischer Rede, Sinn durch verfremdende Simultanthematisierung von Bestimmtem und Unbestimmtem nicht nur fixieren, sondern zugleich transparent halten für das unreduzierte Ganze.⁶⁸

Nervensystem und Bewußtseinssystem gibt, soll damit natürlich nicht bestritten werden. Eine solche Absurdität hätte nicht einmal theoretisches Interesse. Aber jede systemtheoretische Analyse muß dem Unterschied der Operationsweisen der beiden Systemarten Rechnung tragen« – und ebenso ihrer ›strukturellen Kopplung‹, die man wohl präziser als Rückkopplung beschreibt.

⁶⁵ Die systemtheoretische Dogmatik will, daß sich das nur für einen Beobachter so verhält. Aber für wen sonst? Luhmanns vielfach wiederkehrende Definition auf der Basis der Logik von George Spencer-Brown: ›Beobachten‹ sei die ›Operation des Unterscheidens und Bezeichnens‹ (z. B. Die Wissenschaft der Gesellschaft [Anm. 58], S. 73), in diesem Fall: von Menschen und ihrer Umwelt.

⁶⁶ ›Sinn‹ im Sinne Luhmanns: ›Unter Sinn soll [...] verstanden sein ein Überschuß an implizierten Verweisungen auf anderes, der zu selektivem Vorgehen in allem anschließenden Erleben und Handeln zwingt. Sinn hält ›andeutungsweise‹ die ganze Welt zugänglich, erfordert aber damit laufende Selektion des nächsten Schrittes in einem mehr oder weniger apperzipierten Kontext anderer Möglichkeiten.‹ Luhmann: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 1. Frankfurt/M. 1980, S. 35.

⁶⁷ Der Begriff der ›Simultanthematisierung‹ zentral in Niklas Luhmann: Funktion der Religion. Frankfurt/M. 1982.

⁶⁸ Vgl. Karl Eibl: Strukturierte Nichtwelten (Anm. 50.) – Damit muß es an dieser Stelle sein Bewenden haben.